

# Abenteurer im Bonifacio-Express

Autor(en): **Welti, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 36

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754243>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Abenteuer im Bonifacio-Express

VON G. WELTI

Der Bonifacio-Express rast mit der Stundengeschwindigkeit von 23 Kilometer durch das südliche Korsika. Seine zwei mittelalterlichen Waggons werden von einer Liliputlokomotive gezogen, die fortwährend angehalten und geölt werden muß, um die Strecke zu bewältigen. Wenn der Bonifacio-Express um zehn Uhr früh in Ajaccio wegfährt, weiß man niemals, ob er am Abend dieses Tages wohlbehalten in Bonifacio ankommen wird.

Vor diesem Zug wird man gewarnt. Von den Freunden in Marseille, denn sein Ruf ist bis auf den Kontinent gedungen, von den Reiseführern, Hotelwirten und Kellnern. Wiederholt sei er entgleist oder gar nicht angekommen, man werde darin seekrank, riskiere Ueberfälle durch die korsischen Banditen, der Zug sei schmutzig, der Kohlenstaub dringe in die Augen — kurz und gut, Auto oder Autobus seien bequemer.

Ich bin trotzdem mit dem Bonifacio-Express gefahren und ich habe es nicht bereut. Es mag beschwerlicher sein, als mit dem Auto, aber man sieht so viel, daß man die Strapazen nicht bedauert. Im Bonifacio-Express war es, wo ich die unbekannteste Sehenswürdigkeit Korsikas kennenlernte.

Anfangs, in der Tiefebene von Ajaccio, geht alles gut. Man fährt durch Stationen, wo schwarzgekleidete Frauen Stationsvorstand spielen, die den Bonifacio-Express zwischen ihrer häuslichen Tätigkeit abfertigen, sozusagen mit dem Kochlöffel in der Hand. Oft fährt der Zug einfach durch, wenn keine Passagiere warten, hält er gar nicht an, der Schaffner wirft der Frau Stationsvorstand den Postsack vor die Füße, sie macht es mit ihrem umgekehrt. Dafür bleibt der Express 30 Meter weiter auf offener Strecke stehen, weil jemand einsteigen will. Ab und zu fährt man an einem brennenden Wald vorbei. Kleine Brände, von den Hirten gelegt, die in drei Tagen aufhören und den Boden fruchtbarer machen sollen. Niemand schenkt ihnen Beachtung. Von unten winkt das Mittelmeer herauf, die leichte, salzige Luft und verlassene, gespenstisch anmutende Steindörfer gleiten vorbei. Ueber allem die Sonne des Südens. Wer hat gesagt, daß diese Fahrt unangenehm ist?

Halt! Ein Ruck, noch einer, dann stehen wir. «Das ist nichts», sagt mein Abteilgenosse, «sie ölen die Lokomotive.» Derartige Aufenthalte scheinen hier an der Tagesordnung zu sein, zumal die Strecke jetzt in die Berge führt.

Jetzt werden die Rucke immer häufiger, die zurückgelegten Wegstrecken immer kürzer. Mitten in einem Tunnel geschieht das Unausbleibliche: wir sind festgefahren. So sehr sich der Maschinist bemüht — vergeblich. Er bekommt die Lokomotive nicht flott. Die wenigen Reisenden steigen aus, fluchend und schimpfend, tasten sie sich durch den stockdunklen Tunnel zur Maschine. Der Lokomotivführer kriecht beim Schein einer Blendlaterne auf den Schienen herum. Wenn man wenigstens aus dem Tunnel heraus könnte! Er versucht, die Bremsen zu lockern, nach rückwärts zu fahren, dabei flucht er französisch, korsisch und italienisch, und nach einer halben Stunde wissen wir, daß wir die Nacht in dem Tunnel verbringen müssen, falls wir es nicht vorziehen, bis zur nächsten Station zu gehen. Schweißbedeckt richtet sich der Lokomotivführer auf, stellt sich auf das Trittbrett des Wagens, um wie ein Richter das Verdikt zu verkünden: «Der Bonifacio-Express kann nicht weiter...»

Draußen ist es indessen ebenso dunkel geworden wie im Tunnel. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als die zehn oder fünfzehn Kilometer nach Propriano zu Fuß zu laufen. Der Wind heult und auf dem schmalen Weg liegen spitze, große Steine, über die man bei jedem Schritt stolpert. Die Freunde in Marseille haben doch recht gehabt...

«Ich wohne in der Nähe», sagt jemand neben mir, «wenn es Ihnen recht ist, kommen Sie mit.»

Mein Abteilgenosse. Es geht nichts über die korsische Gastfreundschaft. «Ich bin Philippe Fernande Colombo», stellt er sich vor.

«Freut mich», sage ich und nenne meinen Namen.

Er scheint betroffen, macht das Gesicht eines Schauspielers, der erwartet, mit Antrittsapplaus begrüßt zu werden und teilnahmslos empfangen wird. Aber weshalb sich darüber Gedanken machen? Colombos gibt es viele auf Korsika, wie Duponts in Paris und Browns in New York. Der Name sagt nichts... Wir gehen in die Nacht hinaus.

Er ist eine imposante Erscheinung, Philippe Fernande, groß, ungebeugt, mit wallenden weißen Haaren und einer echten korsischen Nase. Nur an den Händen erkennt man, daß er über siebzig sein muß, am Schritt nicht. Kaum kann man ihm folgen, so schnell geht er. Eine halbe Stunde sind wir schon unterwegs, fast eine Stunde. Wälder, nichts als Wälder, die Nacht ist stockdunkel und keine Menschenseele ringsum. Unwillkürlich

gehen einem allerhand Geschichten durch den Kopf, von Räubern und korsischen Banditen... Eine Hütte, ein Licht, aus dem Dunkel bellt uns ein Hund an.

«Wir sind da», sagt mein Begleiter. Ueber der Tür der armseligen Hütte hängt ein Schild. Zweimal muß ich es lesen, dreimal, um den Sinn des Wortes zu erfassen, hier im verlassenen Wald. — Auf dem Schild steht: «Bar».

In Frankreich bezeichnet man vom Florida-Dancing auf den Champs-Élysées bis zur Matrosenkneipe von Toulon alles mit «Bar», wo man etwas Trinkbares erhält. Es gibt seltsame Bars unter dem Himmel der Trikolore von Paris, Saigon, Madagaskar und Oran. Aber die seltsamste ist zweifellos das Etablissement des Herrn Philippe Fernande Colombo in den Wäldern von Propriano, zehn Kilometer weit von jeder menschlichen Behausung.

Die Bar besteht aus einem Schankraum — zwei Weinflaschen bilden den «Schank» — und einem Hinterzimmer. Aha, wird man sagen, ein Hinterzimmer. Nein, kein solches Hinterzimmer! Eine auffallend saubere Stube, in der drei Tische stehen. Auf jedem eine Unzahl Karten, Bilder, Zeitungsausschnitte, alte Stiche, fast ein Museum von Dokumenten; alle stellen nur einen Mann dar: Christoph Kolumbus. Erst jetzt erfahre ich, daß mein Gastgeber kein Geringerer als der Urenkel des Amerikantdeckers ist. Erst jetzt verstehe ich den beleidigten Blick, als er sich mir vorstellte. Bedenken Sie doch: Der Urenkel Christoph Kolumbus!

Er hatte und hat nur ein Lebensziel: zu beweisen, daß sein Ahnherr ein Korse war. Die Herkunft des Christoph Kolumbus ist noch umstrittener als die Homers. Außer Calvi (auf Korsika), wo sein Geburtshaus — übrigens eine elende, verwirrte Baracke — gezeigt wird, nehmen noch Genua, Savona, Nervi, Cuccaro, Oneglia, Buggiasco, Pradella, Finale, Piacenza und Cogo-

letto die Ehre in Anspruch, ihn hervorgebracht zu haben. Philippe Fernande Colombo reicht mir ein Zeitungsblatt, ein Exemplar der «Revue de Paris» vom 2. Mai 1841. Darin steht in klassischem Französisch, daß Kolumbus wohl in Genua geboren sei — da nämlich Korsika damals zu Genua gehörte, was unbestritten ist. Somit ist es einwandfrei bewiesen, daß Kolumbus der Landsmann Napoleons war. Enzyklopädiendiege herum, in denen man die betreffenden Stellen blau angezeichnet findet, Abschriften der notariellen Archive von Calvi... Nicolas Colombo, Filippo Colombo, Domenica Colombo, alle aus Calvi; der Trauschein von Francesco Colombo mit Rosa Fortuna; ein Stefano Colombo, ein Mario... Welch schöne Ahnentafel mein Gastgeber hat! Sie reicht ohne Lücken und Unklarheiten bis zum Jahre 1500. Kann man noch zweifeln? Diese Dokumente sind keine Fälschungen. Ich bin im Hause des Urenkels.

«Vor wenigen Monaten waren zwei Amerikaner bei mir», sagt er. «Sie kamen von einer Gesellschaft, Kolumbus-Gesellschaft, glaube ich, hat sie geheißt. Sie wollten das alles hier kaufen für viel Geld.»

Er zeigt auf seine Schätze. «Ich habe den Vorschlag nicht angenommen. Da stellen sie mir ein anderes Angebot: Die Sammlung bleibt hier bei mir im Wald. Aber an Stelle meiner Hütte wird ein Haus gebaut, Museum und Hotel zugleich. Denn sie müssen wissen, in diesem Hause haben schon meine Vorfahren gelebt und in dem Wald hat Christoph Kolumbus lange Zeit seines Lebens verbracht, im Wald von Propriano. Ich könnte Ihnen verschiedene Beweise dafür anbringen. Wir werden alles haben: einen Tennisplatz, Bäder, Musik, einen Golfplatz wie auf Ile-Rousse. Die Amerikaner werden alle herkommen, die Stelle zu sehen, wo Kolumbus gelebt hat.»

«Und Sie?» frage ich.

«Ich werde weiter suchen und meine Sammlungen vervollständigen. Geld werde ich genug haben...»

## Der Topas

VON RODA RODA

Die Sache mit dem Topasanhänger verlief mehr als peinlich:

Wir waren zu Kornitzers geladen, zum Tee. Gegen sieben, als wir aufbrechen und meine Frau zieht ihren Mantel an — da greift sie in ihren Halsausschnitt, zieht die Hand leer wieder hervor und haucht: «Um Gottes willen, mein Topas.»

Weg; samt Goldketten. Man sucht; zunächst unter dem Fauteuil, auf dem meine Frau gesessen hat; unter dem Sofa; in den geheimen Falten des Fauteuils, des Sofas. Man rollt die Teppiche auf und rückt die Kommoden ab. Nichts. Schon in den ersten Phasen des Suchens keimen Zweifel auf — bei Herrn Kornitzer, Frau Kornitzer, endlich sogar bei mir: ob meine Frau ihren Topas überhaupt mitgebracht habe? Niemand erinnert sich, ihn an ihrem Hals gesehen zu haben.

Meine Frau: «Aber ich bitte euch! Ich gehe nie aus ohne den Topas; nie; er ist mir wie angewachsen. Und als ich hierherkam und den Mantel ablegte, da habe ich, das kann ich beschwören, den Topas deutlich gefühlt — und nicht nur das: vor dem Spiegel hab ich ihn zurechtgerückt.»

Ein Ruf aus drei Kehlen: «Ha, vor dem Spiegel im Flur.»

Wir suchten im Flur; kratzten die Ritzen des Parkettbodens aus und durchforschten den Schirmständer. Nichts.

Wenn im Hause etwas verlorengelassen, schielt man — nicht mißtrauisch, Gott behüte, die Leute sind anständig... — immerhin schielt man ein wenig quer nach der Dienerschaft. Hier aber? Kornitzers sind arm, haben keine Bedienung, die Frau räumt alles selbst auf. Das bietet den Trost: Morgen beim Aufräumen wird Frau Kornitzer den Topas finden.

Sie hat ihn nicht gefunden. Auch nachmittags, bei neuerlichem, ausführlichem Stöbern — wir halfen ihr — vom Topas kein Schein.

Mittwoch, als ich des Abends heimkomme, geht meine Frau ziemlich betreten umher — und ich muß nicht erst in sie dringen, sie berichtet:

«Stell dir vor — ich öffne die Büchse mit den Pastellstiften... und was liegt hell obenauf?»

«Der Topas.»

«Ganz richtig, der Topas. Kannst du dir erklären, wie er dahingeraten ist?»

«Nein. Aber daß sich Kornitzers ärgern werden, wo wir ihnen überflüssigerweise so viel, aber so viel Umstände gemacht haben — daß sie sich toll ärgern werden und mit Recht, das weiß ich.»

«Darum eben», sagte sie, «hab' ich mir was zurechtgedacht: Wir gehen doch morgen wieder zu Kornitzers. Ich spreche vom Topas kein Wort, o nein. Ich lege ihn auch nicht an. Sondern in der Hand werde ich ihn bereithalten und bei Kornitzers verlieren. In den grünen Lehnstuhl nämlich werde ich ihn schieben, der bei Kornitzers in der Ecke steht und wo niemand gesucht hat — dort werde ich den Topas heimlich in die allertiefste Falte schieben.»

«Und?»

«Und wir gehen weg. Nach zwei Tagen telefoniere ich dann: Hören Sie, liebe Frau Kornitzer, der Topas geht mir nicht aus dem Kopf — und weil ich immer an ihn denken muß, hat mir heute nacht von ihm geträumt. Im Traum hab' ich den Topas gefunden: im grünen Lehnstuhl, der bei Ihnen in der Ecke steht und wo zu suchen niemand eingefallen ist — dort in der Falte, rechts hinten, ich hab's im Traum gesehen, muß der Topas stecken.»

Vorzügliche Idee; erspart uns jegliche Verlegenheit und Entschuldigung.

Wir führten die Idee auch haargenau aus, dem Vorschlag gemäß: meine Frau versteckte den Topas bei Kornitzers im grünen Lehnstuhl; träumte nach zwei Tagen; telephonierte an Frau Kornitzer.

Nur eine Kleinigkeit störte unsern hübschen Plan: Herr und Frau Kornitzer nämlich erklärten: Sie hätten den Lehnstuhl in der Ecke nicht allein durchsucht, sondern geradezu zerlegt; den Topas hätten sie — natürlich — nicht gefunden. Träume, wie man sieht, seien Schäume.

Es war ein sehr netter Topas gewesen; mit kleinen Brillanten rundherum, einem größeren Brillanten oben. Schade um ihn. Ich hatte in London einst vierzig Pfund für ihn gezahlt.

Kornitzers luden uns niemals mehr ein. Vielleicht, vielleicht, damit wir das neue Piano nicht sehen, das sich Kornitzers jüngst angeschafft haben.